

A person in a dark jacket stands on a rocky path at the bottom of a deep, dark canyon. The canyon walls are steep and rugged, with a bright light source at the top, creating a dramatic silhouette effect. The overall mood is one of isolation and contemplation.

The Vertical Catastrophe of Humanity

Adman Porter

German Edition

Über den Autor

Der Autor wurde Mitte des 20. Jahrhunderts geboren und als Ingenieur ausgebildet. Sein beruflicher Werdegang war lange Zeit von der Suche nach Lösungen geprägt. Mit der Zeit reichte die zugrunde liegende Logik des Ingenieurwesens – das Verständnis von Systemen, Beschränkungen und unbeabsichtigten Folgen – weit über technische Fragestellungen hinaus und erstreckte sich auf grundlegendere Fragen menschlichen Verhaltens und gesellschaftlicher Strukturen.

Dieses Debüt entstand aus einer wachsenden Sorge über eine Entwicklung, die weithin empfunden, jedoch selten auf der Ebene der Wahrnehmung selbst untersucht wird. Der Autor nähert sich diesem Thema aus einer ungewöhnlichen und bewusst nicht-disziplinären Perspektive. Er argumentiert weder aus Ideologie noch aus Expertenstatus, sondern aus langfristiger Beobachtung und strukturellem Denken.

Das Buch versteht sich als Einladung, nicht als Schlussfolgerung. Der Autor ist überzeugt, dass die hier entwickelte Perspektive eine deutlich vertiefte Auseinandersetzung und offene Diskussion verdient, und blickt den Reaktionen, Kritiken und Reflexionen, die sie auslösen mag, mit Interesse entgegen.

Inhaltsangabe

Einleitung – Die vertikale Katastrophe der Menschheit	3
Kapitel 1 – Der horizontale Mensch	9
Kapitel 2 – Die vertikale Schnittstelle	14
Kapitel 3 – Der Zusammenbruch des Horizonts	19
Kapitel 4 – Von 16:9 zu 9:16	23
Kapitel 5 – Das zentrierte Ich	28
Kapitel 6 – Die „Streaming“ Maschine	34
Kapitel 7 – Ich bin das Zentrum	39
Kapitel 8 – Eine Generation ohne Horizont	43
Kapitel 9 – Das Ende geteilter Realität	48
Kapitel 10 – Nach der Katastrophe	53

Einleitung – Die vertikale Katastrophe der Menschheit

Es gab eine Zeit, in der der Mensch zum Horizont gehörte.

Nicht als Metapher, nicht als poetische Überhöhung, sondern als ganz reale, körperliche Bedingung seiner Existenz.

Unsere Körper, unsere Sinne und unsere Wahrnehmungssysteme entwickelten sich in einer Welt, die sich zur Seite hin öffnete – nach links und nach rechts – in einem kontinuierlichen Feld von Reizen, Bewegungen und Beziehungen. Unsere Augen sind nebeneinander angeordnet und ermöglichen ein breites Panorama. Unsere Ohren folgen derselben Logik und erlauben es uns, Klang räumlich zu verorten und uns innerhalb einer gemeinsam geteilten Umgebung zu orientieren. Diese horizontale Struktur ist kein Zufall. Sie ist das Ergebnis einer langen evolutionären Anpassung an eine Welt, in der Offenheit, Aufmerksamkeit und Beziehung überlebenswichtig waren.

Der Horizont war nicht einfach etwas, das wir betrachteten.

Er war der Raum, in dem wir lebten.

In dieser horizontalen Welt kam Realität von den Seiten. Bewegung in der Peripherie war bedeutsam. Das, was sich außerhalb des zentralen Blickfeldes näherte, konnte ebenso entscheidend sein wie das, was direkt vor uns lag. Gefahr, Schönheit und andere Menschen erschienen im selben Wahrnehmungsraum. Existenz bedeutete, auf das Umgebende eingestellt zu sein. Aufmerksamkeit bedeutete Offenheit. Und Offenheit bedeutete Beziehung.

Die menschliche Wahrnehmung war nie dafür gemacht, eng zu sein.

Sie war dafür gemacht, verteilt zu sein.

Und dennoch verschob sich etwas – ohne dass sich unser Körper veränderte, ohne biologische Mutation, ohne bewusste Entscheidung.

Diese Verschiebung begann nicht im Menschen selbst, sondern in seinen Werkzeugen.

Wir entwickelten ein Gerät, klein genug, um es ständig bei uns zu tragen, leicht genug, um es mühelos zu halten, und leistungsfähig genug, um Aufmerksamkeit vollständig an sich zu binden. Ein Gerät, das die Welt nicht nach außen hin öffnet, sondern sie in einen schmalen, vertikalen Rahmen presst. Ein Gerät, das Wahrnehmung nicht erweitert, sondern umlenkt.

Mit dieser Erfindung – zunächst kaum bemerkt – trat der Mensch in eine neue Wahrnehmungsumgebung ein.

Eine vertikale.

Dieses vertikale Umfeld ist nicht allein durch die physische Ausrichtung der Bildschirme definiert, so aufschlussreich dieses Detail auch ist. Entscheidend ist eine tiefere Neubestimmung der Aufmerksamkeit selbst. Das breite horizontale Feld, das den Menschen einst umgab, verengt sich zu einem schmalen Korridor – etwa so breit wie ein menschliches Gesicht. Was jenseits dieses Korridors liegt, verschwindet nicht. Doch es verliert an Bedeutung.

Die Peripherie wird still.

Relevant wird, was direkt vor mir erscheint.

Beobachten wir eine alltägliche Szene: einen Bahnsteig, ein Wartezimmer, ein Café. Körper sind anwesend, Nähe ist physisch gegeben, und doch befindet sich die Aufmerksamkeit woanders. Köpfe neigen sich nach unten, Blicke fixieren leuchtende Rechtecke. Hunderte von Menschen teilen denselben Raum,

während sie sich wahrnehmungsmäßig in völlig unterschiedlichen Welten aufhalten.

Diese Haltung ist so alltäglich geworden, dass sie kaum noch auffällt. Doch wenn man innehält und genau hinsieht, zeigt sich eine tiefgreifende Veränderung. Die horizontale Welt – einst kontinuierlich, bordernd und lebendig – tritt zurück. Die feinen Bewegungen anderer, Mikrogesten, unausgesprochene Signale, die menschliches Miteinander lange strukturierten, werden nebensächlich, dann bedeutungslos, schließlich unsichtbar.

An ihre Stelle tritt ein vertikaler Strom von Inhalten.

Ein Strom, der uns nicht umgibt, sondern uns gegenübertritt.

Das Gerät wird häufig als „Fenster zur Welt“ beschrieben. Diese Metapher jedoch führt in die Irre. Ein Fenster öffnet nach außen. Ein Bildschirm zieht nach innen. Er liefert Fragmente der Realität in Abfolge – ausgewählt, gefiltert und geordnet, um Aufmerksamkeit zu halten. Ein Bild verdrängt das nächste, eine Idee ersetzt die vorige. Es gibt kein links und kein rechts mehr, keinen seitlichen Zusammenhang – nur Fortschritt. Nach oben oder unten. Vor oder zurück.

Die Welt entaltet sich nicht länger um uns herum.

Sie wird uns geliebt.

Und genauer betrachtet: Sie wird an uns zurückgespiegelt.

Innerhalb dieses vertikalen Rahmens beginnt sich Erfahrung neu zu strukturieren. Der gemeinsame Horizont weicht, und an seine Stelle tritt ein Zentrum.

Das Selbst.

Was auf dem Bildschirm erscheint, ist nicht die Welt in ihrer Gesamtheit, sondern eine personalisierte Reflexion, geformt

durch Vorlieben, Reaktionen und vergangenes Verhalten. Mit der Zeit krümmt sich Wahrnehmung nach innen. Was außerhalb des Rahmens geschieht, verliert an Gewicht gegenüber dem, was mit mir resoniert.

Die horizontale Welt war ein Raum von Beziehungen.

Die vertikale Welt wird zu einem System von Spiegelungen.

Diese Veränderung betrifft nicht nur Informationsaufnahme. Sie betrifft Denken, Fühlen und Beziehung selbst. Wenn Wahrnehmung sich verengt, folgt Aufmerksamkeit. Wenn Aufmerksamkeit sich verengt, verengt sich auch der Bereich dessen, was uns angeht. Der Andere – einst als reale Präsenz in einem geteilten Raum erfahren – wird fern, abstrakt und optional.

Zwei Menschen sitzen einander gegenüber und sprechen. Das Gespräch entartet sich, stockt, setzt wieder ein. Dann vibriert ein Telefon. Ein Blick nach unten. Die Aufmerksamkeit verschiebt sich. Die andere Person ist noch da, doch etwas ist unterbrochen. Wenn der Blick zurückkehrt, ist die Kontinuität verloren. Präsenz stellt sich wieder ein – aber nicht vollständig.

Multipliziert man diesen Moment millionenfach über Jahre hinweg, verändert sich nicht nur Verhalten.

Es verändert sich die Art und Weise, wie menschliche Verbindung erlebt wird.

Paradoxerweise geschieht all dies in einer Zeit nie dagewesener Vernetzung. Wir kommunizieren ständig, teilen unaufhörlich, sind jederzeit erreichbar. Und doch berichten viele von wachsender Erschöpfung, Vereinzelung und Fragmentierung. Nie waren wir so verbunden – und nie wirkte gemeinsame Präsenz so fragil.

Die vertikale Welt isoliert uns nicht, indem sie andere entfernt.

Sie isoliert uns, indem sie verändert, wie wir andere wahrnehmen.

Sie erscheinen nicht länger als Mitbewohner einer gemeinsamen Realität, sondern als Elemente eines Stroms – auswählbar, ersetzbar, unterbrechbar.

Dieses Buch behauptet nicht, dass Technologie schlecht sei. Es fordert auch keine Rückkehr in eine vor-digitale Vergangenheit. Sein Ansatz ist strukturell.

Was geschieht, wenn ein Wesen, dessen Wahrnehmung auf horizontale Offenheit ausgelegt ist, seine Aufmerksamkeit in einem vertikalen System neu organisiert?

Was geschieht, wenn der Horizont – lange Zeit die stille Architektur menschlicher Erfahrung – seine zentrale Funktion verliert?

Die Anzeichen sind unübersehbar. Aufmerksamkeit wird kürzer und reaktiver. Stille wird unangenehm. Ruhe fühlt sich fremd an. Identität verschiebt sich in Richtung Darstellung und Vergleich. Geteilte Realität zerfällt in parallele Ströme, die einander kaum noch berühren.

Für den Einzelnen mag dies noch beherrschbar erscheinen.

In der Summe jedoch weist es auf etwas Tieferes hin.

Auf eine Veränderung nicht nur des Handelns, sondern der Wahrnehmung selbst.

Und wenn sich Wahrnehmung verändert, verändert sich alles.

Die Frage dieses Buches ist daher nicht, ob Technologie Einfluss ausübt. Das ist offensichtlich. Die Frage ist, ob eine vertikale Welt – so effizient, so bequem, so profitabel sie auch sein mag – mit einer menschlichen Anlage vereinbar ist, die auf Offenheit, Beziehung und geteilte Präsenz beruht.

Wenn nicht, dann erleben wir keinen bloßen digitalen Wandel.

Dann stehen wir vor einem zivilisatorischen Wendepunkt.

Eine Katastrophe nicht als plötzlicher Zusammenbruch, sondern als allmähliche Einhegung.

Nicht laut, sondern normalisiert.

Nicht aufgezwungen, sondern bevorzugt.

Die vertikale Katastrophe besteht nicht darin, dass wir aufhören zu sehen.

Sondern darin, dass wir aufhören, gemeinsam zu sehen.

Und wenn der Horizont verschwunden ist, bemerken wir womöglich nicht einmal, was wir verloren haben – weil die Struktur, die dieses Bemerkende erlaubte, selbst verschwunden ist.

Kapitel 1 – Der horizontale Mensch

Lange bevor es den Bildschirm gab, lange bevor Städte entstanden und lange bevor Menschen begannen, Zeichen festzuhalten, existierte eine Welt, die sich seitlich entfaltete.

Nicht nach oben.

Nicht nach unten.

Sondern nach links und nach rechts.

Die menschliche Wahrnehmung entwickelte sich nicht in einem Tunnel. Sie bildete sich in offenen Landschaften heraus – in Wäldern, auf Ebenen, an Küsten – in Umgebungen, in denen Überleben davon abhing, nicht nur das zu sehen, was sich direkt vor einem befand, sondern auch das, was am Rand der Aufmerksamkeit erschien. Die frühen Menschen fixierten keinen einzelnen Punkt. Sie tasteten den Raum ab. Sie bewegten sich nicht als betrachtende Beobachter isolierter Objekte, sondern als Teilnehmende eines zusammenhängenden Feldes.

Dieses Feld war weit – deutlich weiter, als wir es uns heute meist vorstellen. Wenn man den Blick auf einen bestimmten Gegenstand richtet, ist das, was bewusst wahrgenommen wird, nur ein kleiner Ausschnitt dessen, was das visuelle System tatsächlich erfasst. Jenseits dieses schmalen Fokus liegt ein weitreichendes horizontales Sichtfeld, das sich beinahe zweihundert Grad von links nach rechts erstreckt. Der überwiegende Teil dessen, was in dieses Feld fällt, wird nie scharf oder detailliert gesehen – doch Genauigkeit war nicht seine Aufgabe. Seine Aufgabe war Aufmerksamkeit.

Die periphere Wahrnehmung ist nicht auf Präzision ausgelegt. Sie dient der Erkennung von Bewegung, von Veränderung, von möglicher Gefahr. Lange bevor ein Mensch bewusst identifizierte, was er sah, hatte etwas am Rand des Blickfeldes bereits seine

Aufmerksamkeit geweckt: ein Rascheln im Gras, ein Schatten, der den Rhythmus der Umgebung unterbrach, eine Präsenz, die dort nicht hingehörte. Die Welt wurde frühzeitig wahrgenommen, nicht punktuell, sondern flächig. Man war nie allein in seiner Wahrnehmung. Die Umgebung kam stets von den Seiten.

Diese horizontale Aufmerksamkeit war nicht nur eine visuelle Eigenschaft. Sie strukturierte das Denken selbst. Wahrnehmung ist geschichtet. Ein schmaler Bereich hochaufgelöster Fokussierung wird getragen von einem deutlich größeren, niedrig aufgelösten Kontextfeld. Der Teil des Blickes, mit dem Sie diese Zeilen lesen, macht nur einen Bruchteil dessen aus, was Ihre Augen aufnehmen. Alles andere bildet den Zusammenhang. Und Zusammenhang ist die Voraussetzung für Bedeutung. Ohne Kontext verlieren Dinge ihren Ort, Bewegungen ihre Richtung, Ereignisse ihren Sinn. Das Gehirn verbindet fortlaufend zentrale und periphere Signale zu einer Erfahrung, die als zusammenhängend erlebt wird. Dieser Prozess ist so grundlegend, dass wir ihn kaum bemerken – bis er zu schwinden beginnt.

Ein weiteres Detail ist aufschlussreich. Der Mensch ist weder reiner Räuber noch reine Beute. Sein Wahrnehmungssystem trägt Merkmale von beidem. Nach vorne gerichtete Augen ermöglichen präzisen Fokus und räumliches Sehen, während ein breites Gesichtsfeld die Umgebung im Blick behält. Diese doppelte Struktur deutet auf etwas Wesentliches hin. Der Mensch ist nicht für dauerhafte Fixierung geschaffen. Er ist auf Ausgleich angewiesen – zwischen Konzentration und Offenheit, zwischen Handlung und Wachsamkeit, zwischen dem, was unmittelbar vor ihm liegt, und dem, was ihn umgibt. Auf dieser Balance beruht soziale Existenz.

Man stelle sich eine kleine Gruppe von Menschen vor, die gemeinsam durch offenes Gelände zieht. Sie bewegen sich nicht schweigend. Es wird gesprochen, hingewiesen, reagiert. Doch ein Großteil ihrer Koordination geschieht ohne Worte. Sie beruht auf geteilter Wahrnehmung. Jeder nimmt nicht nur die Umwelt wahr, sondern auch die anderen innerhalb desselben Feldes. Ein seitlicher Blick, eine Veränderung des Tempos, ein kaum merklicher Haltungsverwechsel – all das wird registriert, oft ohne bewusste Anstrengung. Menschen nehmen einander nicht nur dann wahr, wenn sie einander direkt ansehen. Sie nehmen sich fortwährend wahr, am Rand des Blickfeldes und am Rand des Bewusstseins.

Auf diese Weise entsteht ein gemeinsamer Wirklichkeitsraum: ein Feld, in dem mehrere Menschen zugleich eingebettet sind und sich nicht nur ihrer selbst bewusst sind, sondern auch der anderen, die sich im selben Raum bewegen. Hier entsteht Vertrauen – nicht als abstrakter Wert, sondern als wahrnehmungsbasierte Erfahrung. Die Erfahrung, dass andere da sind, reagieren, sich mitbewegen. Und dass man selbst nicht Mittelpunkt des Feldes ist, sondern Teil davon.

Spuren dieser ursprünglichen Struktur lassen sich auch heute noch beobachten. Denken Sie an einen belebten Gehweg. Sie sehen nicht jede einzelne Person bewusst an, und doch weichen Sie aus, passen Ihre Bewegung an, reagieren auf Veränderungen. Oder denken Sie an einen Raum, den jemand leise betritt. Häufig spüren Sie bereits eine Veränderung, bevor Sie den Kopf drehen. Das ist horizontale Wahrnehmung in Aktion – unauffällig, effizient, selbstverständlich.

Und doch ist diese Form der Wahrnehmung fragil. Sie setzt Offenheit voraus. Das horizontale Feld funktioniert nur, solange Aufmerksamkeit verteilt bleibt, solange Wahrnehmung über den

engen Fokus hinausreichen darf. Bricht dieses Feld zusammen, setzt sich eine andere Erfahrungsweise durch – enger, kontrollierter, eingeschlossener. Auf den ersten Blick mag dies wie ein Fortschritt erscheinen. Der zentrale Fokus ist wirkungsvoll. Er ermöglicht Präzision, Analyse, komplexes Denken. Ohne ihn gäbe es Lesen, Werkzeugherstellung und Planung nicht.

Doch dieser Fokus war nie als alleiniger Modus gedacht.

Gelöst von seiner horizontalen Grundlage wird Konzentration zu Isolierung. Präzision wird zu Tunnelblick. Aufmerksamkeit wird zur Fixierung.

In der Medizin ist ein Phänomen bekannt, bei dem das periphere Sichtfeld allmählich verschwindet und nur ein schmaler zentraler Bereich erhalten bleibt. Betroffene können weiterhin sehen, doch die Welt erscheint ihnen nicht mehr als weiter, zusammenhängender Raum, sondern als Folge isolierter Ausschnitte, die nur existieren, wenn sie direkt betrachtet werden. Orientierung wird schwierig. Aufmerksamkeit ermüdet. Die Wirklichkeit fühlt sich verändert an – nicht, weil sie sich verändert hätte, sondern weil sich ihre Wahrnehmungsstruktur verschoben hat.

Was einst eine seltene Pathologie war, nimmt heute eine andere Form an. Nicht durch Krankheit, sondern durch Gewöhnung.

Wir leben in einer Zeit, in der sich das natürliche Gleichgewicht menschlicher Wahrnehmung neu konfiguriert – nicht durch Evolution, sondern durch Gestaltung. Durch Werkzeuge, die anhaltende Fixierung verlangen. Durch Schnittstellen, die enge Aufmerksamkeit belohnen. Durch Systeme, die den Blick in schmale visuelle Kanäle lenken. Unsere biologische Anlage bleibt horizontal. Unser Verhalten passt sich schrittweise an etwas anderes an – leise, systematisch.

Der Mensch hat sich nicht entwickelt, um innerhalb einer einzigen Spalte von Aufmerksamkeit zu leben. Er ist dafür gemacht, in einem Feld zu stehen – um wahrzunehmen, was sich nähert, um zu spüren, was ihn umgibt, um verbunden zu bleiben, nicht allein durch Denken, sondern durch Wahrnehmung selbst.

Die entscheidende Frage ist daher nicht, ob wir zu dieser Form der Aufmerksamkeit noch fähig sind.

Wir sind es.

Die Frage ist, ob wir sie noch nutzen – oder ob wir zulassen, dass sie nach und nach von einem engeren System ersetzt wird.

Denn wenn das horizontale Feld kollabiert, bemerken wir es möglicherweise nicht sofort. Wir sehen weiter. Wir denken weiter. Wir handeln weiter. Doch die Welt kommt nicht mehr von den Seiten.

Und wenn das geschieht, verschwindet etwas still – nicht nur aus der Wahrnehmung, sondern aus dem, was es überhaupt bedeutet, eine gemeinsame Welt zu teilen.

Kapitel 2 – Die vertikale Schnittstelle

Der Übergang in die vertikale Welt begann nicht mit einer Idee.

Er begann mit einem Objekt.

Klein genug, um ständig bei sich getragen zu werden. Leicht genug, um es mühelos in der Hand zu halten. Leistungsfähig genug, um Aufmerksamkeit vollständig an sich zu binden. Was zunächst wie ein praktisches Werkzeug erschien, entwickelte sich rasch zu etwas Grundsätzlicherem.

Anfangs war es lediglich ein Hilfsmittel. Ein Mittel zur Kommunikation, eine Quelle von Information, eine Erleichterung des Alltags. Etwas, das man benutzte und wieder weglegte. Etwas Äußeres, Optionales, scheinbar Harmloses.

Doch Werkzeuge sind niemals neutral.

Sie formen nicht nur, was wir tun.

Sie formen, wie wir wahrnehmen.

Hält man ein Smartphone in der Hand und betrachtet es nicht als Gerät, sondern als körperliche Situation, zeigt sich schnell eine Veränderung. Der Kopf senkt sich. Die Schultern ziehen sich leicht nach vorne. Der Blick richtet sich nach unten und verengt sich. Die Umgebung bleibt vorhanden, doch sie tritt zurück. Nicht, weil sie verschwindet, sondern weil sie nicht mehr beachtet wird.

Diese Haltung ist so allgegenwärtig geworden, dass sie kaum noch auffällt. Ganze Gesellschaften bewegen sich heute mit leicht gesenktem Blick durch den Alltag. Körper und Aufmerksamkeit organisieren sich unmerklich um das Gerät herum.

Medizinische Untersuchungen beginnen, die physischen Folgen dieser Gewohnheit festzuhalten: Belastungen der

Halswirbelsäule, veränderte Körperhaltung, chronische Ermüdung. Doch diese Symptome sind nur die Oberfläche. Darunter vollzieht sich eine tiefere Verschiebung.

Denn das Gerät verlangt nicht nur einen gesenkten Blick.

Es verlangt gebündelte Aufmerksamkeit.

Im Unterschied zur horizontalen Welt, die ein verteiltes Wahrnehmen begünstigt, fördert der Bildschirm Fixierung. Er präsentiert einen engen Rahmen, innerhalb dessen zu jedem Zeitpunkt nur ein begrenzter Ausschnitt der Realität existiert. Was sich links und rechts befindet, verliert an Relevanz. Aufmerksamkeit sammelt sich im Zentrum.

Und dort wird sie gehalten.

Der Umgang mit der Schnittstelle verdeutlicht diesen Wandel. Man erkundet sie nicht wie einen Raum, nicht wie eine Landschaft, nicht wie ein Umfeld. Man bewegt sich entlang einer Achse. Nach oben. Nach unten.

Inhalte erscheinen nicht nebeneinander, sondern nacheinander. Jeder nimmt dieselbe zentrale Position ein, jeder fordert vollständige Aufmerksamkeit, bevor er vom nächsten verdrängt wird. Es gibt keine bedeutungsvolle Peripherie. Nur Abfolge.

Ein vertikaler Strom.

Beobachten wir Menschen in öffentlichen Räumen: in Zügen, an Flughäfen, in Wartesituationen. Körper befinden sich in unmittelbarer Nähe zueinander, doch jede Aufmerksamkeit ist auf einen privaten Informationskanal gerichtet. Die Umgebung fungiert nur noch als Kulisse. Anwesend, aber nicht beteiligt.

Interaktion, wenn sie stattfindet, ist häufig von Unterbrechungen geprägt. Ein Gespräch beginnt, ein Signal erscheint, der Fokus

verschiebt sich. Die Person gegenüber verschwindet für einen Moment aus der Wahrnehmung. Diese Praxis ist gut untersucht. Studien zeigen, dass selbst kurze Blicke auf ein Telefon während sozialer Begegnungen das Gefühl von Nähe, Verbindlichkeit und Aufmerksamkeit messbar reduzieren. Bemerkenswert ist weniger, dass dies geschieht, als dass es weithin bekannt ist – und dennoch alltäglich bleibt.

Auf irgendeiner Ebene wissen wir, dass Präsenz darunter leidet.

Und doch setzen wir es fort.

Ein Teil der Erklärung liegt im Design der Schnittstelle selbst. Der vertikale Strom ist kein statisches Medium. Er reagiert. Jeder Wisch, jedes Verweilen, jede Unterbrechung wird registriert, analysiert und in den Strom zurückgeführt. Inhalte erscheinen nicht zufällig. Sie erscheinen selektiv. Was Aufmerksamkeit bindet, kehrt zurück. Was reagiert wird, verstärkt sich.

Mit der Zeit entsteht Personalisierung.

Und Personalisierung erzeugt eine starke Illusion.

Die Welt wirkt relevanter, passender, aufmerksamer. Sie scheint auf das eigene Verhalten zu antworten. Gleichzeitig zieht sich das Wahrnehmungsfeld zusammen. Tiefe weicht Unmittelbarkeit.

Zunehmende Forschung legt nahe, dass Umgebungen aus schnell wechselnden, fragmentierten Inhalten – insbesondere soziale Medien – mit einer abnehmenden Fähigkeit zu nachhaltiger Aufmerksamkeit einhergehen. Der Geist passt sich an ständige Reizung an. Er verliert Geduld für Dauer.

Das ist kein Mangel an Selbstdisziplin.

Es ist Anpassung.

Das Gehirn reagiert auf die Struktur der Umgebung, in der es lebt.

Und diese Struktur ist klar: unmittelbar, fragmentiert, zentriert.

Betrachtet man diesen Prozess über längere Zeiträume, wird seine Wirkung deutlich. Nicht in einzelnen Momenten, sondern über Monate und Jahre hinweg. Der Tag beginnt mit einem Blick auf den Bildschirm. Übergänge – Gehen, Warten, Sitzen – werden gefüllt. Am Abend kehrt die Aufmerksamkeit erneut in denselben Kanal zurück.

Ohne bewusste Entscheidung verschiebt sich Aufmerksamkeit.

Von außen nach innen.

Vom Raum zum Rahmen.

Ein weiterer Effekt tritt hinzu. Wenn Aufmerksamkeit permanent gebunden wird, verändert sich das Erleben von Zeit. Momente verdichten sich. Zwischenräume verschwinden. Leerräume, in denen früher Beobachtung, Abschweifen oder Reflexion stattfanden, werden besetzt.

Der Geist ist nur noch selten allein mit sich selbst.

Oder mit der Welt.

Diese Entwicklung hat emotionale Konsequenzen. Intensive Smartphone-Nutzung korreliert mit steigenden Berichten von Einsamkeit, Angst und Erschöpfung. Gleichzeitig nehmen Formen sozialer Isolation messbar zu. Der Zusammenhang ist komplex und nicht linear. Doch das Muster ist deutlich.

Was hier entsteht, ist nicht nur eine neue Gewohnheit.

Es ist eine neue Umwelt.

Eine Umwelt, in der menschliche Wahrnehmung wiederholt entlang einer vertikalen Achse ausgerichtet wird. Eine Umwelt, in der das Selbst zum primären Bezugspunkt wird – nicht durch bewusste Wahl, sondern durch stetige Verstärkung.

In der horizontalen Welt bewegte sich Aufmerksamkeit nach außen.

In der vertikalen Schnittstelle kehrt sie immer wieder zurück.

Das Gerät trennt uns nicht von anderen, indem es sie entfernt.

Es trennt uns, indem es verändert, wie wir sie wahrnehmen.

Sie erscheinen nicht mehr als Teil eines gemeinsamen Bereichs, sondern als Inhalte innerhalb eines Stroms – auswählbar, ersetzbar, unterbrechbar.

Dies ist die leise Verschiebung.

Nicht von Nähe zu Distanz.

Sondern von geteilter Präsenz zu individualisierter Wahrnehmung.

Und sobald diese Verschiebung wirksam wird, beginnt sich eine neue Ernährungsstruktur zu verfestigen – eine Struktur, in der die Welt nicht mehr um uns herum entsteht, sondern uns fortlaufend gegenübertritt.

Der Mensch steht nicht länger in einem Feld.

Er steht vor einer Oberfläche.

Kapitel 3 – Der Zusammenbruch des Horizonts

Zu Beginn geschieht nichts Dramatisches. Es gibt keinen Alarm, keinen klaren Bruch, keinen einzelnen Moment, in dem sich ankündigt, dass sich etwas Grundlegendes verändert hat. Der Übergang vollzieht sich leise – so leise, dass er leicht mit dem normalen Fortgang des Lebens verwechselt wird: effizient, vernetzt, scheinbar kontrollierbar.

Und doch lässt sich beobachten, dass sich etwas zurückzieht.

Nicht der physische Horizont. Straßen ziehen sich weiterhin nach links und rechts, Landschaften bleiben sichtbar. Was sich zurückzieht, ist der wahrnehmungsmäßige Horizont – das gelebte Gefühl, sich gemeinsam mit anderen in einer Welt zu befinden, die größer ist als das eigene Selbst. Dieser Horizont verschwindet nicht abrupt. Er bricht schrittweise ein. Zuerst als Erleichterung. Dann als Gewohnheit. Schließlich als Hintergrundbedingung. Und sobald er Hintergrund geworden ist, entzieht er sich dem Bewusstsein – wie ein Element, das immer da war und nun fehlt, ohne bemerkt zu werden.

Die horizontale Welt besaß eine besondere Eigenschaft: Sie zwang den Menschen fortwährend nach außen. Nicht im moralischen Sinne, sondern wahrnehmungsmäßig. Bewegung im Umfeld unterbrach den inneren Fokus. Andere Menschen traten unweigerlich in Erscheinung. Selbst Stille war durchzogen von Präsenz. Man konnte sich dem Gemeinsamen nur schwer entziehen. Realität bestand darauf, geteilt zu werden.

Die vertikale Schnittstelle verändert diese Dynamik grundlegend. Im vertikalen Strom unterbricht nicht mehr die Welt das Selbst – das Selbst unterbricht die Welt. Natürlich kann man den Blick heben, in den Raum zurückkehren, ins Gespräch, auf die Straße. Doch man kehrt zurück, als wäre man kurz woanders gewesen.

Entscheidend ist, dass sich jederzeit eine alternative Wirklichkeit bereithält: sofort verfügbar, endlos erneuerbar und so gestaltet, dass sie dringlicher wirkt als das unstrukturierte Geschehen um uns herum. Der Horizont kollabiert nicht, weil er verschwindet, sondern weil er optional wird.

In der horizontalen Welt war Präsenz ein Zustand, den man bewohnte. In der vertikalen Welt wird Präsenz zu etwas, das man herstellt. Der Unterschied ist subtil, aber folgenreich. Wo Erfahrung als Abfolge kuratierter Fragmente organisiert ist – Bilder, Meinungen, Reaktionen – beginnt das Selbst sich so zu verhalten, als stünde es unter Beobachtung, selbst wenn niemand hinschaut. Man antizipiert Wirkung, Rahmung, Reaktion. Man justiert. Man optimiert. Dies ist keine bloße Eitelkeit. Es ist Anpassung an eine Umgebung, in der Aufmerksamkeit zur Ressource und Sichtbarkeit zum Existenznachweis wird. Identität wird zu einem fortlaufenden Projekt, das niemals abgeschlossen ist, weil der Strom nicht versiegt. Je zentraler das Selbst wird, desto weniger geteilt ist die Welt.

Ein alltägliches Bild verdeutlicht dies. Eine Familie sitzt gemeinsam am Tisch. Es wird gegessen, gesprochen, reagiert. Die Telefone liegen griffbereit, scheinbar unauffällig. Dann leuchtet ein Bildschirm auf. Ein kurzer Blick. Kurz darauf ein weiterer. Niemand steht auf, niemand verlässt den Raum. Und doch wird der Raum leerer. Denn der entscheidende Effekt des Telefons besteht nicht darin, Zeit zu stehlen, sondern Kontinuität zu unterbrechen. Geteilte Aufmerksamkeit ist fragil. Ist sie einmal gebrochen, stellt sie sich selten in derselben Dichte wieder her. Gespräche werden bruchstückhaft, Präsenz episodisch. Körper bleiben anwesend, doch der gemeinsame Wahrnehmungsraum – der eigentliche Raum – wird dünn. Auffällig ist nicht, dass dies geschieht, sondern wie normal es geworden ist. Abwesenheit hat ihren Ausnahmecharakter verloren.

Zusammenhängendes Denken erfordert eine bestimmte innere Landschaft: ununterbrochene Zeit, stabile Aufmerksamkeit und die Fähigkeit, bei einer Sache zu bleiben, bis Tiefe entstehen kann. Der vertikale Strom ist nicht für Tiefe gebaut. Er ist auf Fortsetzung ausgelegt. Auf ein Element mehr. Eine Reaktion mehr. Einen Impuls weiter. Die Inhalte selbst mögen komplex sein – die Struktur ist es nicht. Sie hält das Bewusstsein in Bewegung, statt ihm Raum zum Verweilen zu geben. Wird Aufmerksamkeit so trainiert, beginnt der Geist Stillstand zu meiden. An diesem Punkt wird der Zusammenbruch des Horizonts psychologisch. Denn dauerhafte Aufmerksamkeit ist nicht nur eine kognitive Fähigkeit, sondern eine existenzielle. Sie entscheidet darüber, ob wir zuhören können, lesen können, andere wirklich wahrnehmen oder bei unserer eigenen Erfahrung bleiben, ohne sofort auszuweichen.

Wird der vertikale Strom unterbrochen, zeigt sich ein bemerkenswerter Effekt. Die horizontale Welt kehrt zurück – nicht als Theorie, sondern als Verhalten. Blicke heben sich. Gespräche entfalten sich länger. Körper entspannen sich. Zeit gewinnt wieder Struktur.

Denn obwohl die vertikale Schnittstelle Verbindung verspricht, liefert sie häufig ein Ersatzphänomen: Kontakt ohne Präsenz. Über längere Zeit erzeugt dieser Kontakt eine paradoxe Situation. Menschen sind umgeben und fühlen sich dennoch ungesehen. Eine Gesellschaft kann digital gesättigt sein und zugleich sozial ausgedünnt. Man ist selten allein, und doch zunehmend isoliert.

In der horizontalen Welt war das Selbst zwangsläufig dezentriert. Man war ein Körper unter anderen in einem gemeinsamen Feld. In der vertikalen Welt kehrt Erfahrung immer wieder zu einem einzigen Bezugspunkt zurück. Was interessiert mich? Was betrifft mich? Was sagt das über mich aus? Da der Strom personalisiert ist, wird Wahrnehmung personalisiert. Und sobald Wahrnehmung

personalisiert wird, wird es schwierig, eine gemeinsam geteilte Welt aufrechtzuerhalten.

Hier liegt die tiefere Gefahr – nicht Ablenkung, nicht einmal Einsamkeit, sondern Fragmentierung. Eine Gesellschaft, die keine geteilte Aufmerksamkeit mehr herstellen kann, verliert schrittweise auch geteilte Bedeutung. Ohne geteilte Bedeutung geraten Institutionen unter Druck. Ohne Institutionen schwindet Vertrauen. Der Zusammenbruch des Horizonts ist daher nicht nur ein individuelles oder psychologisches Phänomen. Er ist ein zivilisatorischer Prozess.

Wenn dieses Buch von Katastrophe spricht, meint es kein plötzliches Ereignis. Es meint eine langsame Verschiebung. Eine Katastrophe, die sich durch Normalität vollzieht. Eine Katastrophe, die aussieht wie Fortschritt. Eine Katastrophe, die es erlaubt, weiterzuarbeiten, zu konsumieren, zu reagieren – während sich die gemeinsame Welt leise hinter den Bildschirmen auflöst. Vielleicht ist der verstörendste Gedanke dieser: dass die vertikale Schnittstelle den Menschen nicht durch Zwang zwingt, sondern durch Präferenz. Und dass wir, einmal so gezwungen, womöglich nicht einmal mehr vermissen, was wir verloren haben, weil uns die Wahrnehmungsstruktur fehlt, um es überhaupt zu bemerken.

Kapitel 4 – Von 16:9 zu 9:16

Die Umformung menschlicher Aufmerksamkeit begann nicht mit Inhalten.

Sie begann mit dem Format.

Lange bevor Algorithmen, Feeds und Plattformen die Wahrnehmung neu ordneten, veränderte sich still und beinahe unbemerkt die Geometrie des Bildschirms. Der Übergang vom horizontalen zum vertikalen Format war kein bloß technischer Schritt. Er war ein wahrnehmungsmäßiger. Und sobald sich Wahrnehmung verändert, folgt alles Weitere.

Über weite Teile des vergangenen Jahrhunderts erschienen bewegte Bilder in einem horizontalen Rahmen. Kinoleinwände waren breit, Fernsehgeräte folgten dieser Logik. Die visuelle Welt dehnte sich nach links und rechts aus und entsprach damit der natürlichen Struktur menschlicher Wahrnehmung. Selbst wenn Fernsehen ablenkte oder unterhielt, blieb eine entscheidende Distanz gewahrt. Der Bildschirm bestand sich dort, der Zuschauer hier. Aufmerksamkeit floss nach außen.

Fernsehen hatte eine soziale Qualität. Menschen versammelten sich. Familien saßen gemeinsam im Raum. Selbst banale Inhalte wurden in einer geteilten Situation erlebt. Lachen, Langeweile, Widerspruch und Stille entfalteten sich innerhalb desselben Wahrnehmungsfeldes. Der Bildschirm konkurrierte nicht mit der Welt. Er unterbrach sie zeitweise.

Das Breitbildformat spielte dabei eine größere Rolle, als lange angenommen wurde. Es bewahrte den Horizont. Die periphere Wahrnehmung blieb aktiv. Klang kam aus verschiedenen Richtungen. Der Körper des Zuschauers blieb ebenso auf den Raum wie auf den Bildschirm ausgerichtet. Zuschauen war eine

Tätigkeit, kein Einschluss. Fernsehen beanspruchte Zeit, aber es reorganisierte Wahrnehmung nicht dauerhaft.

Mit dem digitalen Zeitalter verschob sich diese Ordnung. Nicht abrupt, nicht aggressiv, sondern konsequent.

Der Bildschirm drehte sich. Was zuvor horizontal war, wurde vertikal. Der Rahmen verengte sich. Distanz brach zusammen. Inhalte rückten aus dem Rand der Erfahrung direkt ins Zentrum. Die Welt dehnte sich nicht mehr aus. Sie stapelte sich.

Der vertikale Bildschirm lädt nicht zur Beobachtung ein. Er fordert Aufmerksamkeit. Er passt sich perfekt an den aufrechten Körper und den gesenkten Blick an. Inhalte erscheinen dort, wo die Augen natürlicherweise verweilen. Orientierung im Raum wird überflüssig. Der Blick muss nicht mehr schweifen. Das Format selbst trainiert Fixierung.

Im horizontalen Rahmen blieb der Mensch Beobachter. Im vertikalen Rahmen wird er Teilnehmer. Das Scrollen ersetzt das Schauen. Berührung ersetzt Abstand. Die Grenze zwischen Betrachter und Inhalt löst sich auf. Was erscheint, wird nicht nur gesehen, sondern bewertet, kommentiert, beantwortet. Der vertikale Bildschirm zeigt die Welt nicht. Er dringt in sie ein.

Hier vollzieht sich eine grundlegende Verschiebung. Der horizontale Bildschirm erlaubte Ablenkung. Der vertikale Bildschirm ermöglicht Steuerung.

Denn der vertikale Rahmen ist nicht neutral. Er komprimiert Erfahrung in einen schmalen Wahrnehmungskorridor und schließt die Peripherie weitgehend aus. Links und rechts verlieren an Bedeutung. Relevant ist, was als Nächstes erscheint. Aufmerksamkeit bewegt sich entlang einer Achse – nach oben oder unten – nicht mehr in die Breite. Der Horizont wird zur Sequenz. Realität zur Warteschlange.

Diese Veränderung widerspricht der menschlichen Anlage. Die Anatomie des Menschen ist horizontal organisiert. Zwei nebeneinanderliegende Augen erzeugen ein weites Sichtfeld. Seitlich angeordnete Ohren ermöglichen räumliches Hören. Zwei Hände agieren in einer Ebene. Gleichgewicht, Bewegung und Orientierung entwickelten sich für Umgebungen, die sich im Raum entfalten – nicht entlang einer einzigen Linie. Der vertikale Rahmen verlangt dem Menschen etwas ab, wofür er nicht gemacht ist.

Längere vertikale Fixierung verengt Aufmerksamkeit. Sie unterdrückt periphere Signale. Sie trainiert den Blick auf Stillstand und Zentrum. Mit der Zeit reagiert der Körper. Der Kopf senkt sich. Die Schultern ziehen sich zusammen. Der Blick richtet sich nach unten. Haltung folgt Format. Wahrnehmung folgt Haltung.

Das horizontale Bild verlangte diese Anpassung nicht. Der vertikale Bildschirm tut es. Und weil diese Anpassung schrittweise erfolgt, wirkt sie harmlos. Sie erscheint effizient, modern, selbstverständlich. Doch Selbstverständlichkeit ist kein Beleg für Verträglichkeit.

Ein weiterer Unterschied ist entscheidend. Der horizontale Bildschirm blieb äußerlich. Der vertikale Bildschirm ist intim.

Fernsehen richtete sich an Gruppen. Der vertikale Bildschirm richtet sich an Einzelne. Er spricht direkt, persönlich, beharrlich. Inhalte werden nicht mehr gesendet, sondern zugestellt. Nicht in einen Raum, sondern an eine Person. Nicht gelegentlich, sondern fortlaufend. Der Bildschirm wartet nicht. Er folgt.

Diese Intimität verändert den Charakter der Aufmerksamkeit. Fernsehen bedeutete, Zeit zu geben. Die Nutzung vertikaler Geräte bedeutet, Präsenz zu geben. Augen, Hände, Körperhaltung

und Emotionen sind beteiligt. Der Mensch steht nicht mehr neben dem Medium. Er ist in die Interaktion eingebunden.

Sobald Inhalte vertikal erscheinen, wird Personalisierung unvermeidlich. Der enge Rahmen duldet keine Allgemeinheit. Er verlangt Relevanz. Was erscheint, muss sich persönlich anfühlen, sonst bricht Aufmerksamkeit ab. Das System lernt. Es filtert. Es passt sich an. Das Vertikale belohnt das Persönliche und verdrängt das Unpersönliche.

Der Wechsel von 16:9 zu 9:16 ist daher kein ästhetischer Trend. Er ist strukturell. Er verwandelt Unterhaltung in Immersion, Information in Einfluss und Aufmerksamkeit in eine Ressource, die gelenkt, gebunden und verwertet werden kann. Das Format organisiert Verhalten, noch bevor Inhalte wirken.

Die Medien des vergangenen Jahrhunderts lenkten ab.

Die Medien dieses Jahrhunderts steuern.

Dafür braucht es keine böse Absicht. Das vertikale Format harmoniert zu gut mit menschlichen Reiz- und Belohnungssystemen: Neugier, Erwartung, Vergleich, emotionale Resonanz. Was Aufmerksamkeit bindet, setzt sich durch. Was sie freigibt, verschwindet. Das Format selektiert, bevor Bedeutung entsteht.

Ist das vertikale Format erst dominierend, passt sich alles andere an. Sprache wird kürzer. Emotionen intensiver. Kontext verschwindet. Geschwindigkeit steigt. Die Welt ordnet sich dem Rahmen unter. Der Horizont strukturiert Erfahrung nicht mehr. Der Strom tut es.

Deshalb fühlt sich die vertikale Welt anders an als alle Medien zuvor. Nicht, weil sie lügt. Nicht, weil sie offen manipuliert.

Sondern weil sie verändert, wie Realität ankommt. Die Welt umgibt uns nicht mehr.

Sie tritt uns gegenüber.

Dieses Kapitel behauptet nicht, dass die horizontale Vergangenheit besser war. Es behauptet, dass sie anders war. Sie bewahrte Distanz, Reibung und geteilte Orientierung als Standard. Die vertikale Welt entfernt diese Bedingungen, sofern sie nicht bewusst geschützt werden. Und was nicht geschützt wird, verschwindet langsam.

Das nächste Kapitel wendet sich von der Form zur inneren Konsequenz. Von der Rahmung der Aufmerksamkeit zu ihrer Verschiebung. Von der Geometrie zur Psychologie.

Kapitel 5 – Das zentrierte Ich

Der Zusammenbruch des Horizonts hinterlässt kein Vakuum.

Etwas rückt an seine Stelle.

Das Selbst.

Wenn das gemeinsam geteilte Wahrnehmungsfeld an Bedeutung verliert, verschwindet Erfahrung nicht. Sie ordnet sich neu. Aufmerksamkeit, die zuvor über eine geteilte Umwelt verteilt war, kehrt zunehmend nach innen zurück. Was lange Zeit durch Umgebung, Beziehung und Präsenz geformt wurde, beginnt sich um einen einzelnen Bezugspunkt zu organisieren. Das Selbst wird zum Zentrum der Wahrnehmung – nicht als festes Identitätskonstrukt, nicht als ideologisches Programm, sondern zunächst schlicht als Orientierungspunkt.

In der horizontalen Welt wurde Aufmerksamkeit von außen beansprucht. Bewegung, Geräusche und die Gegenwart anderer unterbrechen fortlaufend den inneren Fokus. Die Welt widerstand Vorlieben. Bedeutung stellte sich häufig ungebeten ein. In der vertikalen Ordnung kehrt sich diese Richtung um. Aufmerksamkeit fließt nicht länger primär zur Welt, sondern zurück zum Selbst. Was betrifft mich? Was interessiert mich? Was passt zu mir? Erfahrung wird zunehmend danach gefiltert, wie sie sich auf den eigenen inneren Zustand bezieht.

Dieser Wandel vollzieht sich sanft – und er fühlt sich gut an.

Personalisierung erscheint als Freiheit. Relevanz als Klarheit. Auswahl als Kontrolle. Die Erfahrung wirkt übersichtlicher, fokussierter und anschlussfähiger. In einer komplexen Welt reduziert das zentrierte Selbst Überforderung. Es schafft Ordnung dort, wo ansonsten Überfluss droht. In dieser Phase stellt sich

kein Verlustgefühl ein. Im Gegenteil. Die neue Orientierung vermittelt Handlungsfähigkeit.

Doch mit der Rückwendung der Aufmerksamkeit verschwindet etwas Unauffälliges, aber Wesentliches: der Zwischenraum.

Die horizontale Welt war reich an Momenten, die nicht auf das Selbst bezogen waren – gemeinsames Warten, geteilte Stille, ungerichtete Aufmerksamkeit. Diese Zwischenräume waren nicht leer. In ihnen entstanden Abstimmung, Vertrauen und Bindung, ohne dass sie benannt werden mussten. Die vertikale Welt beginnt, diese Räume zu schließen. Pausen werden zu Gelegenheiten. Stille wird gefüllt. Erfahrung verdichtet sich und verliert Tiefe.

Was bleibt, ist ein fortlaufender innerer Bezug.

Erfahrung wird begleitet von Kommentierung. Man nimmt nicht nur wahr, man beobachtet sich beim Wahrnehmen. Reaktionen werden registriert, Stimmungen bewertet, Interessen überprüft. Diese Selbstbeobachtung fühlt sich nicht zwangsläufig angespannt an. Sie wirkt reflektiert, bewusst, zeitgemäß. Ein Zeichen von Kontrolle über das eigene Innenleben.

Doch Präsenz beginnt sich zu teilen. Aufmerksamkeit liegt nicht mehr ausschließlich bei dem, was geschieht, sondern zugleich bei der Frage, was es mit dem eigenen Selbst zu tun hat. Das Selbst wird zum stillen Prüfer der Welt.

In diesem Stadium ist das Selbst noch nicht überhöht. Es beansprucht nichts. Es erwartet nichts. Es ist lediglich zum zentralen Bezugspunkt geworden. Alles beginnt und endet dort. Nicht aus Überheblichkeit, sondern aus Gewöhnung.

Diese Zentrierung wirkt umso plausibler, als sie mit zeitgenössischen Idealen von Autonomie und Individualität

übereinstimmt. Eigene Perspektive, eigene Präferenzen, eigene Lebensgestaltung – all das scheint sich in dieser Struktur besonders gut enthalten zu können. Das Selbst fühlt sich nicht entfremdet, sondern gestärkt.

Gerade deshalb bleibt dieser Übergang weitgehend unwidersprochen.

Doch Zentrierung ist kein stabiler Endzustand.

Sie ist eine Voraussetzung.

Sobald das Selbst zum Mittelpunkt der Wahrnehmung geworden ist, entsteht eine offene Struktur – eine Leerstelle, die gefüllt werden kann. Noch ist keine Forderung entstanden. Noch gibt es kein Maß, keinen Vergleich, keine Enttäuschung. Aber der Boden ist bereitet.

Das Selbst ist positioniert.

Und Positionen ziehen Bestätigungen an.

Was nun folgt, ist kein innerer Prozess mehr.

Es ist eine Antwort von außen.

Zwischenspiel – Ein Tag im vertikalen Leben

Der Tag beginnt nicht mit einer Entscheidung.

Er beginnt mit Orientierung.

Noch bevor der Körper vollständig im Raum angekommen ist, hat sich die Aufmerksamkeit bereits verschoben. Eine Hand greift nach dem Gerät – nicht, weil etwas Dringendes geschehen wäre, sondern weil etwas geschehen *könnte*. Eine Nachricht. Ein Signal.

Ein Hinweis darauf, dass etwas relevant sein könnte. Der Tag öffnet sich vertikal.

Die ersten Minuten sind still, aber nicht leer. Information trifft ein, bevor sich Wahrnehmung weitet. Der Raum ist vorhanden – Wände, Licht, vertraute Gegenstände – doch er bleibt im Hintergrund. Vorrang hat, was auf dem Bildschirm erscheint. Nicht, weil es wichtig ist, sondern weil es unmittelbar ist. Das zentrierte Selbst ist wach, bevor die Welt es ist.

Der Morgen entfaltet sich als Abfolge von Übergängen. Aufstehen. Vorbereiten. Gehen. Warten. Diese Momente gehörten einst zur horizontalen Welt – kleine Zwischenzeiten, gefüllt mit Abschweifen, Beobachtung, gedanklicher Offenheit. Heute werden sie nahezu automatisch besetzt. Ein Blick beim Zähneputzen. Ein Scrollen während der Kaffee kocht. Eine kurze Prüfung vor dem Hinausgehen. Keiner dieser Augenblicke wirkt bedeutend. Gerade deshalb sind sie es.

Auf der Straße kreuzen sich Körper. Die Stadt funktioniert. Verkehr fließt, Menschen navigieren Kreuzungen mit eingeübter Präzision. Doch Aufmerksamkeit ist nicht hier. Die Umgebung wird bewältigt, nicht erlebt. Präsenz wird aufgeschoben.

Während des Unterwegsseins greift die vertikale Welt fester. Köpfe senken sich fast synchron. Jeder tritt in einen eigenen, privaten Relevanzraum ein. Der gemeinsame Weg zerfällt in parallele Ströme. Physische Nähe nimmt zu, wahrnehmungsmäßige Distanz ebenso. Niemand zieht sich bewusst zurück. Der Rückzug geschieht beiläufig.

Die Arbeit beginnt. Bildschirme vervielfältigen sich. Aufgaben fragmentieren. Kommunikation beschleunigt sich. Aufmerksamkeit springt von Fenster zu Fenster, von Nachricht zu Nachricht. Produktivität misst sich nicht mehr an Vertiefung,

sondern an Reaktionsgeschwindigkeit. Entscheidend ist nicht, wie lange etwas dauert, sondern wie schnell geantwortet wird. Das zentrierte Selbst passt sich an. Diese Umgebung belohnt es.

Es gibt kurze Unterbrechungen. Ein Kollege spricht. Eine Frage wird gestellt. Ein Gespräch entsteht. Für einen Moment hebt sich die Aufmerksamkeit aus dem vertikalen Kanal und berührt den geteilten Raum. Dann erscheint ein Signal. Die Unterbrechung ist nicht hart. Sie ist nahtlos.

Gegen Mittag stellt sich ein diffuses Gefühl ein – keine Erschöpfung, eher Verdünnung. Nichts ist schiefgelauten. Der Tag verläuft normal. Und doch fällt es schwerer, bei einer Sache zu bleiben. Konzentration fühlt sich wie Anstrengung an, nicht wie Ausgangszustand. Der Geist sucht den nächsten Impuls nicht aus Langeweile, sondern aus Gewohnheit.

Das Mittagessen wird eingenommen – manchmal allein, manchmal gemeinsam. Selbst wenn es geteilt wird, ist es durchzogen von Rückkehrbewegungen in den Strom. Gesprächspausen öffnen Fenster. Stille wird gefüllt. Präsenz wird fragmentiert ausgehandelt. Niemand widerspricht. So ist es geworden.

Der Nachmittag setzt sich in Schichten fort. Arbeit überlagert Kommunikation. Kommunikation überlagert Überwachung. Überwachung überlagert Erwartung. Das Selbst bleibt aktiv, bewertet, justiert, reagiert. Ob sich das gut oder schlecht anfühlt, ist zweitrangig. Es fühlt sich normal an.

Später kommt wieder Bewegung. Gehen. Pendeln. Übergänge zwischen Rollen. Dies wären Momente, in denen sich Wahrnehmung weiten könnte, in denen der Körper den Raum wieder ganz betreten könnte. Stattdessen bleibt Aufmerksamkeit gebunden. Das Gerät begleitet jeden Schritt.

Am Abend tritt Müdigkeit ein – nicht körperlich, sondern wahrnehmungsmäßig. Der Tag war voll und zugleich seltsam unvollständig. Vieles ist geschehen. Weniges wurde wirklich bewohnt. Das Gefühl, irgendwo gewesen zu sein, bleibt schwach.

Zu Hause bleiben Bildschirme präsent. Unterhaltung ersetzt Information, doch die Struktur bleibt dieselbe. Inhalte folgen einander. Auswahl scheint reichlich. Zeit vergeht ohne Widerstand. Es ist kein Zwang. Es ist Bequemlichkeit.

Mitunter taucht ein Moment von Unruhe auf. Eine diffuse Leere. Der Eindruck, dass etwas fehlt. Dieses Gefühl hält selten an. Ein weiterer Blick. Ein weiteres Video. Eine weitere Reaktion. Der Tag gleitet weiter.

Vor dem Einschlafen erfolgt ein letzter Griff – nicht aus Erwartung, sondern aus Möglichkeit. Vielleicht ist noch etwas geschehen. Das zentrierte Selbst möchte nichts verpassen.

Der Tag endet, wie er begonnen hat.

Nicht mit Rückblick.

Sondern mit Empfang.

An diesem Tag ist nichts Außergewöhnliches geschehen. Keine Krise. Kein Bruch. Kein sichtbarer Schaden. Genau deshalb ist er bezeichnend.

Das vertikale Leben fühlt sich nicht aufgezwungen an. Es wirkt effizient, angepasst, zeitgemäß. Doch unter dieser Anpassung hat sich etwas leise verschoben. Die Welt sammelt sich nicht mehr um geteilte Momente. Sie kommt in Stücken. Und jedes Stück richtet sich an mich.

So stabilisiert sich das zentrierte Selbst – nicht durch Entscheidung, sondern durch Übung. Tag für Tag.

Kapitel 6 – Die „Streaming“ Maschine

Die vertikale Welt existiert nicht einäch.

Sie lernt.

Was zunächst wie eine Abfolge zufälliger Inhalte erscheint – Bilder, kurze Texte, Videos, Hinweise –, erweist sich bei näherer Betrachtung als ein reaktives System. Der Strom ist nicht passiv. Er beobachtet, reagiert, passt sich an. Und mit der Zeit wird aus einem Medium eine Maschine.

Schon wenige Minuten der Nutzung genügen, um dies sichtbar zu machen. Man verweilt kurz bei einem Inhalt. Man reagiert. Man scrollt weiter. Jede dieser Handlungen erzeugt Spuren. Jede Pause, jede Wiederkehr, jedes Zögern wird registriert. Das System muss nicht wissen, was man will. Es erfasst, was Aufmerksamkeit bindet, was sie freigibt und was sie zurückführt.

Allmählich beginnt sich der Strom zu verändern. Mehr von dem, bei dem man innehält, erscheint. Weniger von dem, was man überspringt, kehrt zurück. Übergänge werden flüssiger, Abfolgen passender. Es wird leichter zu bleiben und schwerer zu gehen. Auf den ersten Blick wirkt das angenehm. Doch etwas Entscheidendes hat sich verschoben: Der Strom ist nicht mehr etwas, das man nutzt. Er beginnt, sich an einen anzupassen.

In der horizontalen Welt kam Rückmeldung aus der Realität selbst. Handlungen hatten verzögerte, oft widersprüchliche Konsequenzen. Andere Menschen reagierten unvorhersehbar. Bedeutung entstand langsam, unter Reibung. Der vertikale Strom reduziert diesen Widerstand. Reaktion folgt auf Reaktion, unmittelbar und ohne Abstand. Handlung und Rückmeldung fallen nahezu zusammen. Mit der Zeit entsteht ein geschlossener Kreislauf.

Geschlossene Kreisläufe verändern Verhalten.

Das menschliche Gehirn ist darauf ausgelegt, über Belohnung zu lernen. Wird eine Handlung von einem positiven Signal begleitet, markiert das Nervensystem sie als bedeutsam. Dieses Lernen wird durch Dopamin vermittelt – nicht als Luststoff, sondern als Hinweis auf Relevanz. Dopamin steigt nicht dann an, wenn Zufriedenheit eintritt, sondern wenn etwas Unerwartetes möglicherweise wichtig ist. Ungewissheit spielt dabei eine zentrale Rolle. Sind Belohnungen vorhersehbar, verlieren sie Wirkung. Sind sie variabel, bleibt Aufmerksamkeit wach.

Dieser Mechanismus entstand unter Bedingungen existenzieller Unsicherheit.

Der vertikale Strom nutzt ihn dauerhaft.

Man öffnet das Gerät ohne klare Absicht. Ein kurzer Leerlauf ein Übergang, ein Moment ohne Aufgabe. Inhalte erscheinen. Man scrollt. Vielleicht bleibt man hängen. Vielleicht nicht. Doch die Möglichkeit, dass der nächste Impuls relevant sein könnte, bleibt bestehen. Also scrollt man weiter. Dieser Vorgang wiederholt sich über den Tag hinweg – nicht bewusst, nicht dramatisch, sondern beiläufig.

Was häufig als Sucht bezeichnet wird, ist in Wirklichkeit erlernte Persistenz in einer Umgebung variabler Belohnung. Das System überwältigt den Menschen nicht. Es arbeitet mit seiner biologischen Ausstattung.

Bis hierhin könnte man meinen, es handle sich um einen unbeabsichtigten Nebeneffekt technischer Entwicklung.

Doch das wäre unzutreffend.

Die vertikale Welt besteht fort, weil sie außerordentlich profitabel ist.

Digitale Systeme verkaufen nicht in erster Linie Inhalte an Nutzer. Sie verkaufen Nutzer – in Form von Aufmerksamkeit. Verweildauer, Rückkehrraten, emotionale Aktivierung und Verhaltensvorhersagbarkeit sind die zentralen Vermögenswerte. Sie sind kein Nebenprodukt, sondern das eigentliche Ziel.

Sobald Aufmerksamkeit zur Quelle von Wert wird, ordnet sich das System neu. Alles, was Aufmerksamkeit bindet, wird verstärkt. Alles, was sie freigibt, verliert an Gewicht. Tiefe ist langsam. Stille ist unproduktiv. Orientierung lässt sich nicht skalieren. Engagement schon.

Aus dieser Logik heraus verengt sich Wahrnehmung. Nicht, weil jemand beschlossen hätte, dass Menschen so leben sollen, sondern weil gebündelte Aufmerksamkeit leichter zu halten, zu messen und zu monetarisieren ist. Ein weiter Horizont erlaubt Ablenkung. Ein schmaler Fokus ermöglicht Bindung.

In dieser ökonomischen Struktur kann der Nutzer nicht der Kunde sein. Wäre er es, müsste das System auf Wohlbefinden, Verständnis und langfristige Kohärenz optimieren. Doch diese Qualitäten erzeugen keinen kontinuierlichen Ertrag. Der Nutzer wird zum Produkt – nicht metaphorisch, sondern funktional. Seine Aufmerksamkeit selbst wird zur Ressource.

Dafür braucht es keine böse Absicht.

Es genügt Erfolg.

Die Menschen, die diese Systeme entwickeln, finanzieren und betreiben, müssen dem menschlichen Wohlergehen nicht gleichgültig gegenüberstehen. Es reicht, dass sie in einer Anreizstruktur handeln, in der Wachstum, Bindung und Engagement über Bestehen oder Scheitern entscheiden. Designs, die Aufmerksamkeit erhöhen, setzen sich durch. Designs, die sie reduzieren, verschwinden.

Deshalb verändern Appelle an Mäßigung oder Verantwortung allein wenig. Solange wirtschaftlicher Erfolg davon abhängt, Aufmerksamkeit kontinuierlich, vertikal und zentriert zu halten, drückt das System in diese Richtung – unabhängig von individuellen Werten. Es handelt sich nicht um ein moralisches Versagen, sondern um ein strukturelles.

Der Strom zielt nicht auf Zufriedenheit. Zufriedenheit beendet Zyklen. Stattdessen hält er Erwartung aufrecht. Erwartung bindet Aufmerksamkeit. Das nächste Element könnte relevant sein. Das nächste Bild könnte berühren. Der nächste Impuls könnte zählen. Diese Logik ist einfach, effizient und wirksam.

Mit der Zeit verändert sich dadurch Erfahrung selbst. Inhalte werden kürzer. Übergänge schneller. Intensität steigt. Komplexität sinkt. Alles, was Zeit, Geduld oder Integration verlangt, wird weniger konkurrenzfähig. Tiefe wird nicht verboten. Sie wird ineffizient. Ein Gedankengang wird zum Ausschnitt. Ein Prozess zum Highlight. Ein Erlebnis zum Bild.

Der Strom lernt nicht nur, was Aufmerksamkeit bindet, sondern wie er sie bindet. Emotionale Kontraste verstärken sich. Vergleich wird häufiger. Reaktionen verbreiten sich zuverlässiger als Verständnis. Nicht, weil Konflikt bevorzugt würde, sondern weil er Aufmerksamkeit aktiviert.

Darum ist es so schwer, sich zu entziehen. Viele spüren, dass etwas nicht stimmt. Sie reduzieren Nutzung, machen Pausen, löschen Anwendungen – und kehren zurück. Diese Rückkehr wird oft als persönliche Schwäche interpretiert. Doch sie ist vor allem Ausdruck einer Umgebung, die Übergänge besetzt, Stille füllt und Verfügbarkeit zur Norm macht. Sich vollständig zu entziehen heiße, nicht nur ein Werkzeug aufzugeben, sondern eine Organisationsform des Alltags.

Jeder Moment im Strom ist mehr als konsumierte Zeit. Er ist verschobene Orientierung. Aufmerksamkeit, die sich auf Umwelt, andere Menschen oder geteilte Präsenz richten könnte, wird in einen engen Kanal zurückgeführt. Die horizontale Welt verschwindet nicht. Sie tritt zurück.

Es gibt keinen verborgenen Akteur, keinen geheimen Plan. Ein System, das Aufmerksamkeit optimiert ist, bewegt sich zwangsläufig zu dem, was Aufmerksamkeit zuverlässig bindet – nicht zu dem, was Verständnis vertieft oder gemeinsame Realität erhält.

Ab einem bestimmten Punkt verschränken sich Exposition und Präferenz. Man sieht, was einen bindet. Man bindet sich an das, was man sieht. Der Kreislauf verstärkt sich selbst.

Die Macht der vertikalen Welt liegt in ihrer Unsichtbarkeit. Es gibt keine Befehle, keine Verbote, keinen offenen Zwang. Nur Fluss. Die Struktur bleibt verborgen. Ihre Wirkung nicht.

Dieses Buch fragt daher nicht, ob Technologie Einfluss hat. Das ist offensichtlich. Es fragt, ob ein System, das auf der Extraktion von Aufmerksamkeit beruht, mit einer Lebensform vereinbar ist, deren Stabilität von Offenheit, Beziehung und geteilter Realität abhängt.

Denn sobald Aufmerksamkeit dauerhaft gebunden wird, folgt etwas anderes.

Das Selbst rückt weiter ins Zentrum.
Identität beginnt sich neu zu organisieren.
Vergleich intensiviert sich.
Der Horizont verengt sich.

Und damit sind die Bedingungen für den nächsten Schritt geschaffen.

Kapitel 7 – Ich bin das Zentrum meiner Welt

Die letzte Verschiebung beginnt nicht im Inneren des Menschen.

Sie beginnt außerhalb.

Sobald das Selbst zum Zentrum der Wahrnehmung geworden ist, reagiert die vertikale Welt darauf – Nicht einmalig, sondern fortlaufend. Sie bestätigt diese Position – leise, zuverlässig und mit großer Konsequenz.

Vertikale Systeme sind darauf ausgelegt, Sichtbarkeit zu belohnen. Jede Äußerung, jedes Bild, jede Reaktion, die Aufmerksamkeit erzeugt, wird verstärkt. Aufmerksamkeit kehrt als Rückmeldung zurück, Rückmeldung als Bestätigung. Kleine Signale – Likes, Aufrufe, Kommentare, Reichweiten – entfalten ihre Wirkung nicht einzeln, sondern durch Wiederholung.

Die Botschaft ist schlicht und konstant:

Du wirst gesehen.

Du zählst.

Du bist relevant.

Diese Botschaft wird nicht ausgesprochen. Sie wird erfahren. Tausendfach, unterhalb der Schwelle bewusster Reflexion. Mit der Zeit fühlt sich das Selbst nicht nur präsent, sondern bedeutsam.

Dies ist kein klassischer Narzissmus.

Es ist Konditionierung.

Die Anreizstruktur vermittelt dem Einzelnen, dass Aufmerksamkeit zu ihm zurückkehrt, auf ihn reagiert, sich um ihn herum organisiert. Äußerung wird bestätigt, Präsenz beantwortet. Die Welt erscheint responsiv, fast entgegenkommend. Das Selbst lernt eine stille Lektion: Ich stehe im Zentrum, weil sich alles auf mich bezieht.

An diesem Punkt ist die Zentrierung abgeschlossen.

Das Selbst orientiert sich nicht mehr in der Welt.

Die Welt wird daran gemessen, wie sie sich zum Selbst verhält.

Hier beginnt die Überhöhung – nicht als Überheblichkeit, sondern als Normalisierung. Die vertikale Welt zeigt nicht das Durchschnittliche, nicht das Unwertige, nicht den Kontext. Sie zeigt Fragmente: Wohlstand ohne Vorgeschichte, Schönheit ohne Aufwand, Glück ohne Dauer. Diese Fragmente erscheinen nicht als Ausnahmen. Sie bilden den sichtbaren Hintergrund des Alltags.

Unmerklich verschiebt sich der Maßstab.

Die Frage lautet nicht mehr: *Ist das real?*

Sondern: *Warum ist das nicht mein Leben?*

Das Selbst schließt nicht, dass diese Darstellungen selten sind.
Es schließt, dass sie erwartbar sind – und damit berechtigt.

Sobald sich diese Erwartung etabliert, tritt Enttäuschung ein.
Nicht punktuell, sondern strukturell.

Der eigene Körper entspricht nicht den Bildern.

Das Einkommen nicht den Erzählungen.

Beziehungen nicht den Höhepunkten.

Das Leben nicht dem, was fortwährend vorgeführt wird.

Und da das Selbst als Zentrum gesetzt ist, findet diese Enttäuschung keinen äußeren Ort.

Sie richtet sich nach innen.

Scheitern wird nicht mehr als Grenze, Umstand oder Ungleichheit erfahren, sondern als persönlicher Mangel. Wenn andere erfolgreich, bewundert, erfüllt erscheinen – und ich nicht –, dann muss etwas mit mir nicht stimmen.

Das System sagt dies nicht ausdrücklich.

Es muss es nicht.

Bestätigung steigert Erwartung. Erwartung erzeugt Vergleich. Vergleich produziert Unzulänglichkeit. Unzulänglichkeit schlägt in Scham um. Scham führt entweder zu Rückzug oder zu gesteigerter Selbstoptimierung. In beiden Fällen vertieft sich die Abhängigkeit. Der Kreislauf schließt sich.

Viele reagieren mit Anstrengung. Sie kuratieren sich sorgfältiger, optimieren Körper, Leistung und Darstellung. Sie intensivieren die Suche nach Anerkennung in der Hoffnung, endlich mit dem zu korrespondieren, was sichtbar belohnt wird.

Doch der Maßstab bleibt nicht stehen.

Die vertikale Welt kann Zufriedenheit nicht stabilisieren. Stabilität beendet Engagement. Der Vergleich verschiebt sich, das Ideal rückt weiter. Was eben noch als außergewöhnlich galt, wird zur Mindestanforderung. Ankunft ist nicht vorgesehen.

Andere reagieren mit Rückzug. Sie werden zynisch, resigniert oder innerlich leer. Doch auch dies ist keine Befreiung. Es ist eine andere Form der Zentrierung – das Selbst definiert sich nun im Widerstand gegen eine Welt, die es als enttäuschend erlebt.

Ob durch Anpassung oder Abkehr: Das Selbst bleibt der Bezugspunkt.

Deshalb ist das Ergebnis so häufig Depression. Nicht Traurigkeit. Nicht Trauer. Depression als Zustand, in dem Anstrengung sinnlos erscheint, Vergleich ermüdet und Bedeutung ausdünnt. Nicht, weil nichts zählt, sondern weil dem Selbst zugemutet wird, Maßstab für alles zu sein.

Diese Rolle kann kein Individuum dauerhaft tragen.

In der horizontalen Welt war Enttäuschung verteilt. Grenzen waren geteilt. Scheitern war kontextuell. Bedeutung wurde ausgehandelt. In der vertikalen Welt kollabiert Enttäuschung nach innen. Das Selbst absorbiert, was die Welt nicht mehr auffängt.

Dies ist die vollendete Form der Zentrierung.

Nicht Autonomie.

Nicht Selbstermächtigung.

Sondern Einschluss.

Das Selbst wird zum Zentrum – und schließt sich darin ein.

Die eigentliche Tragik liegt nicht darin, dass Menschen zu viel erwarten. Sie liegt darin, dass sie fortwährend dazu angeleitet werden, Leben zu erwarten, die es in dieser Form nie gegeben hat. Und wenn diese Leben ausbleiben, liefert das System keine Erklärung.

Nur weitere Bilder.

An diesem Punkt ist die Transformation nicht mehr individuell.

Sie wird gesellschaftlich.

Denn eine Gesellschaft aus Subjekten, die Enttäuschung als persönliches Versagen erleben – statt als strukturelle Verzerrung – verliert die Fähigkeit, gemeinsame Bedeutung neu zu bilden.

Damit sind die Voraussetzungen für den nächsten Zusammenbruch gegeben.

Den Zusammenbruch geteilter Realität.

Kapitel 8 – Eine Generation ohne Horizont

Jede Generation tritt unter den Bedingungen in die Welt, die sie vorfindet.

Nicht aus eigener Wahl.

Nicht nach eigenem Entwurf

Sondern durch Übernahme.

Die Welt, in die man geboren wird, erscheint nicht als Möglichkeit, sondern als Gegebenheit. Sie wird nicht hinterfragt, sondern vorausgesetzt. Was vorhanden ist, gilt als normal. Was fehlt, wird nicht vermisst.

Für frühere Generationen war diese Normalität überwiegend horizontal. Kindheit entfaltete sich im physischen Raum, zwischen anderen Körpern, in Umgebungen, die sich individuellen Vorlieben widersetzten. Grenzen waren spürbar. Konsequenzen traten unmittelbar ein. Konflikte mussten ausgehandelt werden. Schmerz war sichtbar, Reaktion unvermeidlich. Diese Welt war nicht sanft. Aber sie war lesbar.

Was man tat, hatte Folgen.

Was man sagte, wirkte.

Was man beschädigte, ließ sich nicht rückgängig machen.

So entstand Orientierung – nicht als Belehrung, sondern als Erfahrung.

Die heute heranwachsende Generation tritt in eine andere Grundbedingung ein. Nicht einfach in eine digitale Welt, sondern in eine vertikale.

Von Beginn an kommt Realität vermittelt an: gefiltert, kuratiert, auf Aufmerksamkeit optimiert. Wahrnehmung wird gelenkt, bevor sie sich eigenständig ausbilden kann. Unterhaltung tritt an die Stelle

von Reibung. Anpassung ersetzt Widerstand. Die Welt tritt dem Kind nicht entgegen. Sie passt sich an.

Dies ist kein Vorwurf

Es ist eine Beschreibung der Umgebung.

In der analogen Welt geschah Erziehung weitgehend durch Ausgesetztsein. Kinder lernten, wie Welt funktioniert, indem sie in ihr handelten. Sie begegneten Emotionen in Echtzeit. Sie lernten Grenzen, indem sie sie überschritten. Empathie entstand durch unmittelbare Rückmeldung. Diese Erfahrungen waren nicht optional. Sie ließen sich nicht überspringen.

Die vertikale Welt kann diese Art von Lernen nicht aus sich selbst heraus bereitstellen. Nicht aus Bosheit, sondern aus Struktur. Sie reduziert Reibung, wo immer es möglich ist. Sie mildert Konsequenzen. Sie erlaubt Rückzug ohne sichtbaren Preis. Rückmeldung erfolgt verzögert, abstrakt oder gar nicht. Schmerz verschwindet nicht – er verlagert sich nach innen.

Ein verletzendes Wort im Netz trifft nicht sofort auf ein Gesicht. Eine Grenzüberschreitung löst nicht zwangsläufig Korrektur aus. Eine Unwahrheit begegnet selten unmittelbarem Widerspruch.

Verletzung geschieht ohne Zeugen. Lernen bleibt aus oder verzögert sich.

So entsteht eine neue Form von Verletzlichkeit. Junge Menschen, die in der vertikalen Welt aufwachsen, fehlt es nicht an Intelligenz, Kreativität oder Sensibilität. Was ihnen häufig fehlt, ist Orientierung. Sie bewegen sich in einem Überfluss an Information – ohne tragenden Kontext.

Wahrheit war auch früher nie garantiert. Aber sie war eingebettet. Aussagen trafen auf gemeinsame Erfahrung. Behauptungen mussten sich an Realität messen lassen. Die Welt widersprach. In

der vertikalen Ordnung konkurriert Wahrheit mit Aufmerksamkeit – und Aufmerksamkeit setzt sich durch. Nicht, weil Lüge bevorzugt würde, sondern weil sie sich leichter verbreitet, wenn Konsequenzen fehlen.

Ein Kind, das nie außerhalb dieser Struktur gelebt hat, besitzt keinen Vergleich. Es kennt keine alternative Erziehungsordnung. Der Strom ist keine Verzerrung – er ist die Welt.

Urteilsfähigkeit wird unter diesen Bedingungen schwer auszubilden. Wie erkennt man Glaubwürdigkeit ohne geteilten Maßstab? Wie lernt man Zurückhaltung ohne sichtbare Grenze? Wie entwickelt man Verantwortung ohne spürbare Folgen? Dies sind keine moralischen Defizite. Es sind Entwicklungsdefizite der Umgebung.

Früher vermittelte Spiel grundlegende Fähigkeiten: Verhandeln, Einfühlung, Risikoeinschätzung. Kinder lernten, Gesichtsausdruck, Körperhaltung, Tonfall und Stille zu lesen. Sie lernten, wann zuzuhören ist, wann man zurücktritt, wann man repariert. Digitale Spielformen vermitteln diese Fähigkeiten nur eingeschränkt. Sie belohnen Geschwindigkeit, Wiederholung und Persistenz. Sie entkoppeln Handlung von körperlicher Konsequenz. Scheitern ist reversibel. Gewalt folgenlos. Der Körper abwesend.

Empathie verschwindet nicht abrupt. Sie verkümmert leise, wenn sie nicht geübt wird. Wenn andere primär als Avatare, Kommentare oder Gegner erscheinen, wird emotionale Rückmeldung abstrakt. Leid wird fern. Der innere Kompass verliert an Schärfe.

Die Folgen zeigen sich nicht sofort. Genau das macht sie gefährlich.

Der Schmerz dieser Generation ist real, aber oft unsichtbar. Angst ohne klaren Anlass. Wut ohne Richtung. Einsamkeit trotz ständiger Vernetzung. Diese Zustände hinterlassen keine äußeren Spuren. Sie lösen keine kollektive Reaktion aus. Sie bleiben privat.

Gleichzeitig vertieft sich eine neue Form von Ungleichheit. Nicht nur ökonomisch, sondern wahrnehmungsmäßig. Einige wachsen weiterhin in horizontalen Kontexten auf – mit stabilen Beziehungen, verkörperter Erfahrung und geteilter Realität. Andere leben fast ausschließlich in vermittelten Welten, geformt durch algorithmische Relevanz und kommerzielle Anreize. Die Kluft verläuft nicht zwischen Arm und Reich, sondern zwischen Orientierung und Orientierungslosigkeit.

Vergleich wird allgegenwärtig. Neid nimmt zu. Misstrauen wächst. Die Welt erscheint bedrückend, ungerecht und überfordernd – selbst dort, wo materielle Bedingungen sich verbessern.

Dies führt nicht zur Revolte.

Es führt zur Fragmentierung.

Der gefährlichste Irrtum besteht darin, diese Entwicklung als Versagen der Jugend zu deuten. Sie ist kein individuelles Scheitern. Sie ist ein Scheitern der Bedingungen.

Keine Generation zuvor musste sich in einem System entwickeln, das Aufmerksamkeit monetarisiert, bevor Orientierung entsteht. Keine Generation wurde so früh in eine Wirklichkeit eingeführt, in der Relevanz Realität ersetzt und Engagement Urteilsfähigkeit verdrängt. Das Ergebnis wurde nicht gewählt. Es ist entstanden.

Und es bleibt nicht auf diese Generation beschränkt.

Eine Generation ohne Horizont ersetzt Gesellschaft nicht.

Sie formt sie um.

Wo Orientierung fehlt, klammern sich Menschen an Gewissheit. Wo geteilte Realität zerfällt, entstehen Zugehörigkeiten. Wo Vertrauen nicht erfahrbar ist, wird es behauptet. Die Brüche, die wir beobachten, sind daher nicht altersbedingt.

Sie sind zivilisatorisch.

Die Aufgabe besteht folglich nicht darin, junge Menschen zu korrigieren. Sie besteht darin, Bedingungen wiederherzustellen, unter denen Orientierung entstehen kann – nicht durch Ablehnung von Technologie, nicht durch Verklärung der Vergangenheit, sondern durch das bewusste Erkennen dessen, was menschliche Entwicklung benötigt.

Der Horizont war einst ein Lehrer. Er stellte den Einzelnen in etwas Größeres. Er machte Grenzen erfahrbar, ohne sie erklären zu müssen. Er ließ Wahrheit durch Widerstand entstehen.

Eine Generation ohne Horizont ist nicht verloren.

Aber sie ist ungebunden.

Und Bindung lässt sich nicht an Systeme delegieren, die Aufmerksamkeit optimiert sind.

Kapitel 9 – Das Ende geteilter Realität

Über den größten Teil der Menschheitsgeschichte hinweg bedrohte Uneinigkeit nicht die Realität selbst. Menschen stritten über Bedeutung, Glauben und Interpretation – doch sie taten dies innerhalb einer gemeinsamen Welt. Sie sahen dieselben Ereignisse, hörten dieselben Geräusche, bewegten sich im selben physischen und wahrnehmungsmäßigen Raum. Selbst bei tiefen Differenzen bestand ein stilles Einverständnis darüber, was da war.

Realität war nie für alle gleich.

Aber sie war gemeinsam.

Die horizontale Welt stellte diesen gemeinsamen Boden beinahe selbstverständlich her. Wahrnehmung war geteilt, Aufmerksamkeit verteilt. Kein Einzelner bestimmte, was erschien. Der Horizont war nicht neutral, aber kollektiv. Er platzierte den Menschen in einer Welt, die unabhängig von persönlichen Vorlieben existierte.

Die vertikale Welt verändert diese Bedingung leise, ohne offene Konfrontation. Sie bestreitet Realität nicht. Sie organisiert den Zugang zu ihr neu.

An die Stelle direkter Begegnung tritt zunehmend der Strom – eine Abfolge von Darstellungen, geformt durch individuelle Relevanz, emotionale Signale und vergangenes Verhalten. Was erscheint, wird nicht mehr allein dadurch bestimmt, was geschieht, sondern durch das, was innerhalb eines auf Aufmerksamkeit optimierten Systems bindet. Zwei Menschen können dasselbe Ereignis erleben und dennoch nicht dieselbe Wirklichkeit davon erfahren.

Nicht, weil der eine informiert ist und der andere nicht.

Sondern weil beide unterschiedliche Wahrnehmungsumgebungen bewohnen.

So beginnt Realität sich aufzuspalten – nicht in Fiktionen, sondern in parallele Konstruktionen, die jeweils in sich schlüssig, emotional überzeugend und fortlaufend verstärkt sind. Eine Version zirkuliert hier, eine andere dort. Jede wirkt vollständig. Jede wirkt offensichtlich. Und weil jede kontinuierlich erfahren wird, schwindet Zweifel.

Dies ist keine bloße Vielfalt von Meinungen.

Es ist eine Divergenz der Wahrnehmung.

Menschen interpretieren nicht länger dieselbe Welt unterschiedlich.

Sie leben in unterschiedlichen Welten.

Das Gefährliche daran ist seine Unauffälligkeit. Fragmentierte Realität fühlt sich nicht wie Zusammenbruch an. Sie fühlt sich wie Gewissheit an.

In der horizontalen Ordnung war Exposition relativ stabil. Man konnte dem, was einen umgab, nur schwer entgehen. Öffentliche Ereignisse wurden gemeinsam wahrgenommen. Information bewegte sich langsam genug, um kollektiv verarbeitet zu werden. Abwesenheit fiel auf. In der vertikalen Ordnung wird Exposition dynamisch – gefiltert, personalisiert, adaptiv.

Was man sieht, wird zu dem, was existiert.

Was man sieht, wird zu dem, was zählt.

Was man nicht sieht, verliert an Bedeutung.

Realität wird zur Funktion von Exposition.

Je häufiger etwas erscheint, desto realer wirkt es. Je emotionaler es aufgeladen ist, desto dringlicher erscheint es. Wiederholung

erzeugt Wichtigkeit. Abwesenheit erzeugt Unsichtbarkeit. Da Exposition personalisiert ist, fragmentiert sich auch Bedeutung.

Gesellschaften leben nicht allein von geteilter Information, sondern von geteilter Bedeutung. Bedeutung entsteht dort, wo Aufmerksamkeit zusammenläuft und Ereignisse innerhalb eines gemeinsamen Rahmens als relevant erkannt werden. Wenn Aufmerksamkeit fragmentiert, fragmentiert auch Bedeutung.

Was für eine Gruppe zentral erscheint, ist für eine andere unsichtbar.

Was hier als dringend gilt, wirkt dort belanglos.

Was hier als unbestreitbar empfunden wird, erscheint anderswo absurd.

Das ist kein Konflikt.

Es ist Fehljustierung.

Und Fehljustierung ist schwerer zu überwinden als Streit, weil Streit ein gemeinsames Objekt voraussetzt. Fehljustierung löst dieses Objekt selbst auf.

In fragmentierter Realität verschwindet Kommunikation nicht. Sie nimmt zu. Es wird mehr gesprochen, mehr reagiert, mehr kommentiert. Doch Verständnis nimmt ab. Sprache verliert ihren Halt, wenn der gemeinsame Bezug fehlt. Begriffe behalten emotionale Ladung, verlieren aber stabile Bedeutung. Dieselben Worte zirkulieren in verschiedenen Strömen und verweisen auf unterschiedliche Wirklichkeiten. Der Diskurs wird lauter – und zugleich dünner.

Auch das emotionale Erleben verändert sich. Wo geteilte Bedeutung fehlt, tragen Individuen die Last der Interpretation allein. Sie müssen fortwährend entscheiden, was zählt, was real ist, was Aufmerksamkeit verdient. Das erzeugt Ermüdung,

Unsicherheit und ein Gefühl von Instabilität. Die Welt wirkt weniger verlässlich.

In dieser Situation suchen Menschen nach Gewissheit. Sie finden sie dort, wo Ströme eng, kohärent und emotional verstärkend sind. Es handelt sich dabei weniger um ideologische Radikalisierung als um Stabilisierung durch Wiederholung.

Vielleicht die tiefgreifendste Folge der vertikalen Welt ist die leise Erosion des kollektiven „Wir“. Nicht als politische Einheit, sondern als wahrnehmungsmäßige. Ein „Wir“ entsteht, wenn Menschen Realität gemeinsam erfahren, wenn Aufmerksamkeit sich bündelt und Bedeutung im Austausch entsteht.

Fragmentiert sich Wahrnehmung, schwächt sich dieses „Wir“. Menschen bleiben verbunden, aber nicht mehr ausgerichtet.

Eine Gesellschaft kann in diesem Zustand lange funktionieren. Systeme laufen weiter, Märkte operieren, Technik entwickelt sich. Doch etwas Grundlegendes wird dünn: Vertrauen, Kohärenz, das Gefühl, dieselbe Welt zu bewohnen.

Das Ende geteilter Realität ist kein dramatischer Zusammenbruch. Es ist ein Übergang. Von einer Welt, in der Realität gemeinsam erlebt wird, zu einer Welt, in der Realität individuell zugestellt wird. Dieser Übergang zerstört Gesellschaft nicht über Nacht. Er verändert ihre Textur, ihre Tiefe, ihre Widerstandskraft.

Eine Gesellschaft ohne geteilte Wahrnehmung wird reaktiver, fragiler und anfälliger für Manipulation – nicht, weil Menschen irrational wären, sondern weil gemeinsamer Boden selten wird.

Der Horizont fungierte einst als stiller Organisator menschlichen Zusammenlebens. Er erinnerte daran, dass Realität nicht beim

Selbst beginnt und endet. Mit seinem Rückzug schrumpft die Welt – nicht räumlich, sondern wahrnehmungsmäßig.

Und wenn Wahrnehmung fragmentiert, fragmentieren auch Verantwortung und Empathie. Ebenso die Möglichkeit gemeinsamer Zukunft.

Die vertikale Welt erzwingt Spaltung nicht.

Sie ermöglicht sie.

Und sobald Spaltung möglich ist, bedarf es keiner Gewalt mehr, um sie aufrechtzuerhalten.

Das nächste Kapitel wendet sich von der Diagnose zur Verantwortung. Von der Beschreibung zur Frage, was nach dieser Erkenntnis noch möglich ist – und was es bedeutet, bewusst nach der Katastrophe zu leben.

Kapitel 10 – Nach der Katastrophe

Die Katastrophe – wenn man diesen Begriff verwenden will – endet nicht im Zusammenbruch.

Sie endet in der Normalisierung.

Das Leben geht weiter. Systeme funktionieren. Technik entwickelt sich fort. Kinder wachsen heran. Die Welt wirkt geschäftig, produktiv, verbunden. Von außen betrachtet gibt es keinen offensichtlichen Grund für eine Unterbrechung. Gerade deshalb besitzt der Zustand des „Weiter so“ eine so große Anziehungskraft – und gerade deshalb reicht er nicht mehr aus.

Nach dem Zusammenbruch des Horizonts besteht die gefährlichste Täuschung darin anzunehmen, nichts Grundlegendes habe sich verändert. Doch etwas hat sich verändert. Nicht Infrastruktur. Nicht Intelligenz. Nicht Innovationskraft.

Sondern Orientierung.

Eine Gesellschaft kann lange Zeit ohne geteilte Orientierung funktionieren. Märkte passen sich an. Institutionen bestehen fort. Routinen laufen weiter. Doch unter der Oberfläche dünnen jene Bedingungen aus, die Verständnis, Vertrauen und Kontinuität ermöglichen. Diese Ausdünnung erscheint nicht als Krise. Sie zeigt sich als Reibung überall – und Verantwortung nirgends.

Die Frage ist daher nicht, wie sich die vertikale Welt aufhalten ließe. Diese Frage ist längst überholt. Die vertikale Ordnung ist gekommen, um zu bleiben. Die eigentliche Frage lautet, ob wir zulassen, dass sie die Bedingungen ersetzt, unter denen menschliches Urteilsvermögen entstand – oder ob wir beginnen, ihr bewusst etwas entgegenzusetzen.

Nirgends wird diese Frage dringlicher als im Bereich der Bildung. Bildung war nie bloß Vermittlung von Information. Ihre tiefere Funktion bestand stets darin, Orientierung zu ermöglichen: zu lernen, wie Welt funktioniert, wo Grenzen verlaufen, wie Handlungen mit Konsequenzen verbunden sind und wie individuelles Erleben in etwas Größeres eingebettet ist. Diese Funktion lässt sich nicht automatisieren. Und sie lässt sich nicht an Systeme delegieren, deren primäres Ziel Aufmerksamkeit ist.

Ein zentraler Irrtum unserer Zeit liegt in der Annahme, Schutz bedeute Abschirmung. Abschirmung vor Unbehagen. Vor Reibung. Vor Zumutung. Schutz ist notwendig. Doch Schutz ohne Orientierung erzeugt Fragilität, nicht Belastbarkeit.

Die horizontale Welt war nicht sanft. Aber sie war formend. Sie setzte Menschen einer geteilten Realität aus – Meinungsverschiedenheiten, die sich nicht ausblenden ließen, Grenzen, die nicht umgangen werden konnten, Wahrheiten, die sich Vorlieben widersetzen. Sie lehrte, dass nicht alles verhandelbar, rückgängig oder optimierbar ist. Diese Lektionen waren nicht angenehm. Doch sie waren tragfähig.

Die vertikale Welt kann solche Lektionen nicht aus sich selbst heraus leisten. Sie kann Erfahrung simulieren, aber keine Konsequenz verankern. Sie kann Information bereitstellen, aber keine Urteilsfähigkeit garantieren. Sie kann unendlich unterhalten, aber keine Orientierung ersetzen.

Damit verlagert sich Verantwortung. Nicht zu Kindern. Nicht zu Jugendlichen. Nicht zu einer „nächsten Generation“. Sondern zu jenen, die die Bedingungen gestalten, unter denen diese Generation heranwächst: Eltern, Pädagogen, Institutionen, Gesellschaft insgesamt.

Kinder vor Schaden zu bewahren ist ein Teil dieser Verantwortung. Der andere Teil ist anspruchsvoller. Er besteht darin, ihnen gezielt Welt zuzumuten.

Die horizontale Welt. Räume, die sich Personalisierung entziehen. Situationen, in denen andere nicht ausgeblendet werden können. Erfahrungen, in denen Realität widerspricht. Kontexte, in denen Empathie durch Präsenz entsteht – nicht durch Anleitung.

Die Gelegenheit ist zeitlich begrenzt. Jede Generation bringt eine natürliche Offenheit für Welt mit. Neugier muss nicht erzeugt werden. Aufmerksamkeit ist weit, bevor sie verengt wird. Orientierung ist möglich, bevor sie durch Optimierung ersetzt wird. Geht diese Offenheit verloren, lässt sie sich nur schwer zurückgewinnen. Deshalb ist Verzögerung kein Randthema, sondern entscheidend.

Das „Weiter so“ setzt voraus, dass Entwicklung sich von selbst reguliert. Dass Menschen sich anpassen. Dass Systeme ihre Exzesse korrigieren. Dass Fortschritt seine Kosten internalisiert. Für keine dieser Annahmen gibt es belastbare Anzeichen.

Was stattdessen existiert, ist eine Entscheidung – meist implizit, selten benannt. Ob wir weiterhin Umgebungen gestalten, die Wahrnehmung verengen und dies Effizienz nennen. Oder ob wir bewusst Räume erhalten, die Wahrnehmung weiten, auch wenn sie langsamer, unbequemer oder schwer messbar sind.

Den Horizont zu erweitern, bedeutet nicht, Technologie abzulehnen. Es bedeutet, sie in einen größeren Zusammenhang einzubetten. In eine Welt, in der Aufmerksamkeit nicht ständig gebunden ist. In der Stille nicht sofort gefüllt wird. In der andere nicht als Inhalte erscheinen, sondern als Gegenüber.

Dies ist keine Nostalgie.

Es ist Verantwortung.

Die Zukunft wird nicht allein von Plattformen entschieden. Sie wird davon abhängen, ob Gesellschaften sich daran erinnern, dass menschliche Entwicklung auf Grundlagen beruht, die sich nicht optimieren lassen: geteilte Realität, verkörperte Erfahrung, spürbare Konsequenz und gemeinsame Orientierung.

Nach der Katastrophe besteht die Aufgabe nicht darin, Verlorenes wiederherzustellen.

Sondern darin, zu schützen, was noch gelernt werden kann.

Der Horizont war nie garantiert. Er musste betreten, bewohnt und verteidigt werden – leise, gemeinsam und immer wieder neu.

Diese Aufgabe liegt nun bei uns.

© 2026 Adman Porter

Alle Rechte vorbehalten.

Kein Teil dieser Veröffentlichung darf ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Autors in irgendeiner Form oder mit irgendwelchen Mitteln vervielfältigt, verbreitet oder öffentlich zugänglich gemacht werden, einschließlich elektronischer Systeme, außer in Form kurzer Zitate zum Zweck der Rezension oder wissenschaftlichen Auseinandersetzung.

Diese Veröffentlichung erscheint als digitale Ausgabe.

Erste Auflage, 2026.

Die in diesem Buch geäußerten Ansichten stellen die Perspektive des Autors dar und dienen der Anregung zur offenen Diskussion. Sie stellen keine rechtliche, medizinische oder fachliche Beratung dar.